

Dodo

Autor(en): **Traz, Robert de**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 10

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751363>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lesers Herz zu rühren und die Geschichte naturwahr zu machen. — Oft überlege ich mir eine Viertelstunde lang, ob ich ein Adjektiv vor oder nach sein Substantiv setzen soll. Ich suche klar und wahr zu erzählen, was in meinem Herzen vorgeht. Ich sehe nur ein Gesetz: Klar zu sein. Wenn ich unklar bin, verliert meine ganze Welt ihr Leben“.

So also entstanden Stendhals gewaltige Romane „Le Rouge et le Noir“ und „La Chartreuse de Parme“, seine hinreißenden „Renaissance-Novellen“, seine feinsinnigen kunstwissenschaftlichen, literarhistorischen, historischen und politischen Schriften, seine Reisebeschreibungen, seine autobiographischen Fragmente und sogar seine Briefe. Seine Persönlichkeit und sein Schaffen steht heute im Mittelpunkt unseres psychologischen und künstlerischen Interesses. Männer wie Balzac und Flaubert wären ohne Stendhal-Benke nicht zu denken. „Im Jahre 1880 wird man vom deklamatorischen Stil übersättigt sein. Vielleicht wird man dann die „Kartause von Parma“ lesen“. Dieser von dem Dichter immer wieder ausgesprochenen Prophezeiung ist in unsern Tagen eine Erfüllung geworden, die der von seinen Zeitgenossen so vielfach verkannte Poet in solchem Glanze wohl selbst kaum erhofft hatte.

Dodo

Eine Erzählung von Robert de Traz *)

übersetzt von Dr. Johannes Widmer



Paul sucht in freudiger Spannung seinen Vetter Adolf heim: „Du bist also wieder der Letzte in Mathematik, Dodo?“ „Hätte ich etwa Erster werden können?“ „Das allerdings nicht!“ „Na, da ist es mir denn doch noch tausendmal so lieb, es zum Letzten gebracht zu haben!“

„Schön, wieder einmal ein Paradoxon!“ stellt Paul ordentlich vergnügt fest.

Die Beziehungen zwischen den beiden Vettern sind vertraut und verwickelt zugleich. Dodo läßt seine immerwährend schlechte Laune auch an Paul

*) Diesem Genfer Autor verdanken wir den Novellenband „Au Temps de la Jeunesse“ und den Roman „Vivre!“ (Lausanne, Payot & Cie., 1910).

aus, Paul kommt sich dann wie ein Gegenheld im Schauspiel vor und reizt den Freund geflissentlich. Immer versteht er ihn zwar nicht. Die Unterhaltung artet gelegentlich in eine Zänkerelei aus. Für heute nimmt sich Adolf indessen zusammen.

„Kennst du den Waffenhändler Meyer?“

„Nein.“

„Ich gehe alle Tage an seinem Laden vorbei. Er hat prächtige Waffen, Karabiner neuesten Modells, Pistolen, Säbel. Ich bin zu guter Letzt hineingegangen und hab' ihm das Ding da abgekauft . . .“

Dabei zieht er einen Revolver aus der Tasche und hält ihn dem Freund unter die Nase.

„Sieh dir'n mal an!“

„Ist er geladen?“

„Natürlich: sechs Schüsse!“

Und Dodo hebt ihn höher und lacht Paul an. Der wehrt ab:

„Bitte, Dodo, laß das! . . . Keine Dummheiten! Eine Sekunde nicht aufgepaßt, und die Becherung ist da.“

Es wird ihm recht unbehaglich, und Adolf ist ihm über. Er setzt die Waffe an, zielt hierhin, dorthin, und amüsiert sich königlich, wie er den Zeigefinger wieder und wieder an den Drücker legt.

„Dodo, du richtest gewiß noch ein Unglück an! Das ist doch zu dumm!“

Dodo hält an, hat für Paul einen Blick voll Überraschung und Erbarmen und meint:

„Das würde dich also schwer ankommen, zu sterben?“

Und zum Scherz, aber doch mit ernster Miene, setzt er den Lauf an die Schläfe und sagt leise:

„Freilich, eine Sekunde, und alles wäre erledigt. Ein Prall, ein Knall, und dann? Ich denke, dann kommt ein dunkler Augenblick und vielleicht ein furchtbarer Schmerz. . . . Ich kann ganz gut begreifen, daß gewisse Leute sich aus Neugier das Leben nehmen; die möchten ganz genau den Moment erleben, wo das, was eben noch als Mensch unter Menschen einherging, atmete und sich der Sonne freute — wo das zusammenbricht, soweit es wenigstens das Menschliche betrifft . . .“

Da muß Paul seufzen; was bleibt einem übrig als so was von Stumpfsinn zu behandeln?

„Laß mich in Ruh mit diesen Vorstellungen! . . . Das ist krankhaftes Gerede!“ . . .

„Was meinst du, Paul, ist es möglich nicht zu existieren? Ich weiß natürlich, dieser Gedanke kommt dir wieder sinnlos vor. Und doch macht es einem den Eindruck, als könne die Welt nicht länger so bestehn, wie sie ist, wenn man nicht mehr dabei wäre. Und doch ist man hinwiederum keinem Menschen und keiner Sache unentbehrlich.“

„Wenn dich jetzt deine Eltern hörten, müßtest du hübsch fein den Mund halten. Solche Sachen darf man gar nicht sagen. Leg den Revolver beiseite!“

So todesdüstere Gespräche sind nicht für Pauls glücklichen Charakter gemacht. Er steckt sich eine Zigarette an und singt ein Liedchen. Dodo versteckt die Waffe im Wandschrank, wirft sich aufs Sofa und setzt seinen Gedankengang nicht ohne Selbstgefälligkeit weiter:

„Ich frage mich auch wirklich, ob man mein Verschwinden eigentlich bedauern würde . . . Ich weiß schon, es würde heißen: „Der arme Junge! Es muß schrecklich sein, mit achtzehn Jahren zu sterben.“ Denn man stellt sich gerne vor, daß der Verschiedene etwas hätte werden können. . . . Wie lange würde man aber noch an mich denken? Gewiß, meine Eltern und Freunde haben mich ganz gern, wie es sich schickt, doch ohne Übermaß, und das ist mir völlig klar: mich hält nicht wie andere die Überzeugung bis zuletzt aufrecht, irgend jemandem — einer Frau etwa, die mich unsäglich liebte — einen großen Stoß zu versetzen, wenn ich verschwinde!“ . . .

„Dodo, ich gebe dir mein Wort, zwei Jahre lang will ich für dich Trauer anlegen!“

Und Paul findet die einseitige Plauderei am Ende ganz lustig. Er dringt nicht um Haaresbreite in die Gedanken seines Freundes ein. Er lebt vielmehr des festen Glaubens, daß sich eine lange Laufbahn vor ihm dehnt, die ihm eine stattliche Zahl der verschiedensten Genüsse erschließen wird. Also:

„Denke doch nicht an all das Zeug! Denke ich etwa daran?“

„Aber wie kannst du nicht daran denken? Es ist doch Schicksal! Oft betracht' ich mich im Spiegel — nicht um mich zu bewundern, ich weiß, daß ich nebenaus geraten bin — nein, sondern um mich zu beobachten. Und immer

trifft es mich dann wie ein Schlag, denken zu müssen, daß das Bild eines schönen Tages kalt und ohne Ausdruck sein wird. Ich sah seinerzeit unsern alten Stephan auf dem Sterbebett. Wie sonderbar und abstoßend war er da, gelb und mager und ums Kinn herum schwarz von Stoppeln. . . . Und bewegungslos!“

„Nun hör mir auf“, bricht Paul endlich los, „jetzt wirfst du denn doch lächerlich. Wenn ich jedesmal an den Tod denken müßte, wenn ich meine Halsbinde umlege! Weißt du, daß sich jedermann gehörig über dich lustig machte, wenn er dich hören könnte? . . . Oder? . . . Gib doch Antwort, wenn man mit dir spricht, Dodo!“

Adolf wendet sich gegen die Mauer und ruft aus seiner gewohnten übeln Laune heraus:

„Aber du kannst einen langweilen!“

Zwischen fünfzehn und zwanzig Jahren haben viele junge Leute es mit dem Gedanken an den Tod zu tun. Der Übergang von der Kindheit zur Männlichkeit nimmt sie mit und gibt ihnen Lust zur Ruhe, zu ewiger Ruhe sogar. Weil sie ihren innern Reichtum noch nicht kennen, ihnen auch die Freuden des Lebens erst dunkel und vom Hörensagen bekannt sind, kann sie die Vorstellung nicht ängstigen, einmal zu verschwinden. Sie vergegenwärtigen sich nicht, was sie opfern. Darum sind auch so viele Helden jung. Nicht daß ich Dodo einen nennen wollte.

* * *

Ein andermal. Die beiden Bettern hummeln und langweilen sich sachte und gegenseitig.

„Aber bitte, Adolf, wenn du bei mir bist und ich grüße, gib dir dann auch die Mühe, an den Hut zu greifen!“

Sein Leben lang wird also dieser widerhaarige Adolf die einfachsten Zeichen der Höflichkeit verschmähen. Eigentlich tut er es allerdings nicht aus unabhängigem, sondern aus furchtsamem Gemüt heraus und mit der verborgenen Scham, so unliebenswürdig zu sein. Dasselbe Gefühl bringt ihn auch dazu, eine maßlose Faulheit an den Tag zu legen. Im Grunde schmerzt es ihn nur, in den Studien nicht so zu glänzen wie er es gerne möchte. Im geheimen erwünscht er alle seine Fehler, so sehr er sich vor der Welt damit gütlich tut. Diese Anlage macht ihn zum Spötter:

„Sieh mal! Da fährt ja Frau Cotty vorbei! Letzthin hat sie bei uns diniert. Sie sieht uns nicht: na ja, wenn man so ausfährt!“ . . .

„Eine recht hübsche Erscheinung!“

„Das weiß sie auch und läßt es sich auch oft genug sagen!“

„Was, Dodo?“

„Mein Lieber, man hat mir Geschichten von ihr erzählt, Geschichten!“ . . .

„Das muß erlogen sein, Dodo; denke, Frau Cotty . . .“

„Ach, du bist immer gleich naiv!“

Paul will es nicht gelten lassen; das fehlte gerade, daß er naiv wäre! Er belehrt Adolf, man dürfe nicht alles für wahr annehmen, was geklatst werde. Aber die Neugierde ist doch erwacht:

„Sag, was erzählt man denn von Frau Cotty?“

Und düster erklärt Adolf:

„Von mir aus darf sie tun, was sie will. Einverstanden. Ich schätze die Leute, die sich unbekümmert um die andern ihr Glück sichern. Doch geht es mir sonderbar: so sehr ich die öffentliche Meinung verachte, so suche ich doch ihre Zustimmung zu bekommen. Ihr Lob würde mich mehr erquicken als du dir vorstellen kannst. Wie soll ich das vereinigen?“

„Du behauptest also, Frau Cotty . . .?“

„Ich beneide die Kühnen, die die Gefahr nicht erschreckt, die ihre Wünsche und Gelüste befriedigen. Wenn ich von Sehnsucht ganz verzehrt bin, bleibe ich nach außen hin ruhig. Meine größte Angst ist die, eine glatte, eintönige Bürgerexistenz zu fristen. Denn wir können um Ereignisse verkürzt werden, und wenn auch die noch fehlen . . . Ach, ich weiß es ganz genau, so ein Leben werde ich führen!“

„Dodo, sag mir endlich einmal!“ . . .

Aber Adolf hört nicht auf Paul und verhärtet sich in seiner Bitterkeit:

„Ich schwöre dir's, ohne ein paar außerordentliche Augenblicke ist das Dasein nicht der Mühe wert. Dann ist es nur eine Reihe von Formalitäten. Man wird geprüft, strengt sich an und stiert in die Bücher. Und dann? Dann folgen neue Prüfungen. Dann? Dann nimmt man eine Frau. Dann kriegt man Kinder. Dann sieht man, wie sie wiederholen, was wir einst getan. Wie zwecklos das alles ist . . . Sieh, Paul, du kannst nicht nachfühlen, wie es mir

zuwider ist, mich jeden Morgen anzuziehen, morgen wieder, und übermorgen neuerdings, kurz, ohne Ende immer nur mich anziehen . . .“

„Aber, Dodo . . .“

Dodo fällt aus dem zänkischen in den melancholischen Ton:

„Wie schlecht es eingerichtet ist! Jetzt ist es halb sieben. Wir müssen schon heim und haben nichts als einen langweiligen Spaziergang hinter uns. Morgen ist Montag, und diese Vorstellung vergiftet mir mein Blut schon seit gestern abend. So ein Sonntag ist doch ein kurzes Ding. Und je mehr man sich nach ihm gesehnt und im voraus gefreut hat, desto rascher ist er weg. Kann ein Vergnügen überhaupt befriedigen, da man doch weiß, daß es ein Ende nehmen muß!“

„Dodo, schau dir rasch die Dame an, die da vorbeigeht, linker Hand! Die ist mal elegant, nicht? Aber so was kümmert dich natürlich nicht. Du glaubst an nichts!“

Dodo seufzt und Paul muß lachen. Dodo bleibt stehn und ruft:

„Mir fehlt etwas, was, weiß ich nicht! . . . Wie öde ist die Menge rings umher!“

* * *

Die Bettern sind auf dem Heimweg von einem Mittagessen.

Nach Paul zu urteilen, war der Burgunder vorzüglich.

„Freilich, aber der Fasan roch denn doch etwas stark!“

„Solch ein Burgunder, der wärmt. Und die Zigarren . . .!“

„Ich rauche nicht.“

Ein Weilchen später fällt Paul die Bierbrauerei „Zur weiten Welt“ ins Auge:

„Da ist ja die Brauerei. Wollen eintreten, habe Durst, einen Durst!“

Natürlich weigert sich Dodo mitzugehn, schon, weil sein Vergnügen am Widerspruch es will. Am Ende tritt er doch auch ein, wenn auch ungern; er mag die Wirtschaften nicht leiden. Zögernd nur geht er vorwärts; ihm ist, als hebe sich seine rechte Schulter, und wenn irgend ein Gast vor sich hin lächelt, errötet er vor eitel Scham, denn das Lächeln bezieht sich selbstverständlich auf niemand anders als auf ihn, Dodo.

Im Dunkel des Hintergrundes weiß Paul einen behaglichen Tisch, steuert darauf hin und macht sich bemerkbar. Eine Jungfer in weißer Schürze,

mit roten Händen, wölbigem Busen und leerem Blick, kommt zerstreut daher. Paul wünscht ihr einen guten Abend, verlangt illustrierte Zeitschriften und befiehlt ein Helles.

„Und was nimmst du, Dodo?“

„Ich? . . . Etwas Bier . . .“

„Aber wieviel? Einen Krug? Einen Schoppen? Geben Sie ihm auch ein Helles. Zum Teufel Dodo, man muß wissen, was man will!“

Immerhin legt sich die leichte Erregung eben so leicht wieder. Paul ist in der Bierluft herzlich wohl. Die Rauchwolken, das Geklirr der gläsernen Unterfüße, die traulichen und einfältigen Gespräche, in die man sich hier mit gemeinhin unschönen Leuten einläßt, fecthen ihn nicht an. Die Kellnerinnen hat er sogar sehr gern.

„Mir gefällt es in den Lokalen, wo weibliche Bedienung ist. Sie vertrauen sich unsereinem sofort an, wenn man nur ein bißchen regelmäßig kommt und wie ein Herr aussieht. Unsere heißt Luise.“

„Ist sie anständig?“

„Ich glaube ja, mehr oder weniger. Sie ist fast gar nie frei, und der Beruf ist so ermüdend. Sie ist ganz stattlich, nicht?“

„Meine besten Wünsche,“ wirft Dodo ironisch hin.

„O, so weit sind wir nicht. Sie ist mir nur sehr zugetan. Es ist so nett ihre Geheimnisse zu vernehmen und Rat zu spenden. Man kommt so unvermerkt in einen Berg von Sorgen hinein, die doch nicht die eigenen sind. Alles in allem ist die Frau doch besser als man glaubt.“

Das bringt sie auf die Frauen, und eine rührende Unerfahrenheit und Sachlichkeit kommen zum Vorschein. Paul hat das Bedürfnis, solch einen Gegenstand leicht in Poesie zu hüllen; er ist schlechtthin gefühlvoll und nicht imstande zwischen dem Feinen und dem Alltäglichen klar zu wählen. Das gewöhnlichste Erlebnis kann ihn entzücken, und die Liebe ist ihm in allen Fällen eine gewonnene sichere Tatsache. Manchmal bricht auch wohl ein ungeschminktes Wort durch. Dodo ist viel eigenartiger und wählerischer. Wenn es ihn von vornherein zum Zynismus und darüber hinaus treibt, so spricht er aus einem gewissermaßen umgekehrten Idealismus so. Im voraus fühlt er sich angewidert und enttäuscht: Drum rächt er sich mit Worten. Auch gewöhnt ihn sein erfinderischer Geist, so sehr er die Wirklichkeit verschmährt, durch seine rast-

lose Regsamkeit, alle nur erdenklichen Umstände und Einzelheiten auszumalen. Er wird dann blasiert.

Luiſe tritt neuerdings auf. Es wird ſtiller im Saal, ſie darf ſich ein wenig gehen laſſen. Für alles, was vorgebracht wird, hat ſie ein unabänderliches Lächeln, ſeufzt aber auch ebenſo geſetzmäßig zwifchenhinein. Hatte ſie zunächſt für beide jungen Herren dieſelben Aufmerkſamkeiten, ſo verſteht es Dodo meiſterlich, ſie abzukühlen. Ihre Dumpfheit reizt ihn, er ahmt ſie höhnlich und wütend nach und ſagt ihr, um ſich als Kenner zu erweiſen, höchſt unverbindliche Dinge ins Geſicht. Sie fängt auch richtig an ihm zu mißtrauen, und nicht lange, ſo kehrt ſie ihm den Rücken zu. Paul iſt denn doch viel liebenswürdiger; da eben eine Blumenhändlerin vorbeigeht, bietet er ihr einige Nelken an und befeſtigt ſie an ihrer ſchönen Bruſt. Ihre Zuneigung nimmt ſichtlich zu, und ihr Mündchen wird immer neckiſcher und graziöſer. Manchmal wird ſie abgerufen, dann verfällt ſie wieder in ihre ſchleppenden Geberden. Aber gleich iſt ſie wieder da, Pauls glückliche Natur ſagt ihr ungemein zu. Und beide fühlen ſich in der Wärme des Lokals und in ihrer heimlichen Plauderei ſo recht aufgehoben, während weiter vorn am Licht laut poliſtiziert wird. Viel haben ſie ſich ja nicht zu ſagen, Luiſe klagt über ihre Stellung, und Paul drechſelt Komplimente. Aber von Auge zu Auge verſtehen ſie einander bald recht gründlich.

Inzwiſchen kauert Dodo in ſeiner Ecke mit ſeiner ſtillen Wut. Er brütet für den Heimweg biſſige Wiße aus. Sich ſelber überlaſſen, hat er ſich zunächſt an die Zeitungen gemacht, aber er ſteckt eben wieder tief in einer jener Stunden, wo einem alles widerwärtig vorkommt. Und nun fällt er mit derſelben Gehäßigkeit, die er ſonſt für andere im Hinterhalte führt, über ſich ſelber her.

Es tut ihm doch leid, ſo mißfallen zu haben. Seine nachgerade zur Gewohnheit gewordene Ungeſchicklichkeit leiſtet ihm denn doch zu bedenkliche Dienſte. Wenn es nach wie vor eine Tatsache iſt, daß er dies aufgeblaſene Geſchöpf verachtet, dieſe Luiſe, mit viel mehr Genuß würde er ſie verachten, wenn ſie ihn einmal mit den Augen anſchauen wollte, die ſie für Paul aufſetzt. . . . Und wirklich macht er Anſtrengungen, das Geſpräch wieder aufzunehmen. Umſonſt. Entweder gibt man ihm überhaupt keine Antwort oder dann irgend einen plumpen Brocken.

So nimmt der Fall wie immer allgemeine Bedeutung für ihn an. Aufſ

neue findet er bestätigt, daß er nie und nirgends gern gesehen ist; überall fällt die Zuneigung seinem Better zu. Offenbar liegt der Fehler jederzeit an ihm selber, an seiner Anart, den besten Willen seiner Umgebung zu entmutigen, wenn er ihn nicht schon durch sein mürrisches Aussehen ernüchtert hat. Doch zieht er es vor, sich als Opfer zu betrachten. Wie gewohnt, geht seine gedrückte, verärgerte Stimmung in Schwermut über: das Schicksal verfolgt ihn; er wird es nie zu etwas bringen; nie wird er Liebe ernten, sei es von Freunden, sei's von Frauen. O die Frauen! Er fühlt dunkel, daß er sie nicht versteht, und daß auch sie ihn nicht verstehen werden. Denn seine Wünsche sind nicht oberflächlich, und seine Triebe drangvoll; er muß was Außerordentliches finden, und rasch wird ihn der Widerwille übernehmen: eine Luise wird ihn nie fesseln können. Ihresgleichen werden sich auch immer an seiner Rücksichtslosigkeit, seiner drastischen Sprache, an seiner gewollten Trockenheit und seiner Denkart stoßen, die über ihren Horizont hinausgeht. Heut abend fühlt sich denn Dodo auch schwächer und verlässener als je. Er möchte diesen Zustand der Gebrochenheit und Verbitterung endlich einmal los werden und träumt, seine Energie bäume sich herrlich auf . . .

Da kommt Luise und hilft ihnen beim Anziehen der Mäntel. Bei Paul hält sie sich mehr als nötig auf, streichelt seine Locken und läßt ihm ein Fingerchen in den Hals hinuntergleiten. Für Dodo hat sie nichts als einen gleichgültigen Blick, und der verdrießt ihn noch mehr als offenbare Gehässigkeit.

* * *

Eines Abends heuchelt Paul den unwahrscheinlichsten Fleiß, zieht sich auf sein Zimmer zurück und raucht wie ein Türke. Da bricht Adolf bei ihm ein. Es braucht geraume Zeit, bis Paul in diesem atemlosen, über und über roten, feurigen Wesen seinen Dodo erkennt.

„Kate, wo ich herkomme! Von einem Brand. Ich hörte, wie die Feuerwehr davon sprach, bin ihnen nachgesprungen, wollte ihnen meine Dienste anbieten. Ich gestehe, daß ich unwillkürlich langsamer lief, als ich den flammenhellen Himmel sah und, wie ich nahte, das Gewirr von Stimmen vernahm . . .“

Und er holt Atem. Paul muß lächeln, wenn er an die Dienste denkt, die Dodo während einer Feuersbrunst würde leisten können . . .

„Es war ein fünfstöckiges Haus, das lichterloh brannte. Wie ich an-

kam, stürzte eben das Dach zusammen; es gab ein Getöse, das mir immer nachhallen wird. Dann zwängte ich mich durch, bis ich in die vorderste Reihe der Zuschauer kam. Nur eine dünne Schnur trennte uns von den Gluten. Der heiße Atem der Flammen strich über mein Gesicht, die Feuerwehrmänner gingen ab und zu, und hoch oben kreuzten sich die Wasserstrahlen. Alle Augenblicke gab es einen neuen, kurzen Krach. Dann entdeckte einer, daß man im vierten Stock ein Kind vergessen hatte. An meiner Seite jammerte die Mutter und wimmerte wie ein Tier und versuchte, irgendwo hinzukommen und es zu holen; doch schon züngelten die Flammen aus ihrer Wohnung heraus. Da steigt ein Feuerwehrmann stracks die enge Leiter empor, schwingt sich auf den Balkon . . .“

„Und?“

„Und bringt nach einem drückend langen Augenblick das Kind hervor. Rasch steigt er ab, fällt, und bleibt, ich weiß nicht ob tot oder ohnmächtig liegen. Ich weiß es nicht, denn nun stürzte sich alles an den Ort hin, wo der Mann lag, und Angst und Brandgeruch erstickten einen fast. Aber gepackt hat es mich. Mit der ganzen Masse hab' auch ich gejubelt. Es lohnt sich aber auch, nach einer solchen Tat zu sterben!“

„Die Feuerwehr ist jetzt gut geborgen; ihr neuer Helm soll sehr praktisch sein,“ entgegnete Paul, der Ausbrüche der Leidenschaft nicht leiden mag.

„Einfalt, heilige, er wagte aber doch sein Leben! Wenn du ihn so hättest emporeilen sehen, frisch und frank, ohne Zaudern . . . Er sah ganz jung aus, kaum daß er älter war als ich oder du. Und denke doch, mehr als tausend Menschen standen auf dem Platze und jubelten ihm zu. Zu fühlen, daß man nun gleich die Besinnung verlieren werde, das muß eine unvergleichliche Empfindung sein!“

„Du übernimmst dich noch mit deiner Begeisterung. Man kennt dich ja gar nicht mehr!“

„Viele Dinge stoßen mich sonst ab, das ist richtig. Aber heute abend war ich tatsächlich ergriffen . . . Noch während ich daher kam, mußte ich mich immer fragen, ob ich wohl auch imstande wäre, so etwas zu tun? mir der Ehre halber den Hals zu brechen?“

„Immer wieder dieser Gedanke an den Tod!“

„Wir bewundern das Heldentum von Fall zu Fall, wir hegen auch nicht

den mindesten Zweifel, es den Gefeierten dereinst gleich zu tun: aber wer würde im Augenblick der Gefahr nicht zögern? Jedesmal, wenn ich über eine Brücke gehe, befällt mich die Furcht, es möchte jemand ins Wasser fallen oder gar sich hineinwerfen. Dabei graut mir nicht so sehr davor, daß ich ihm dann nachsetzen müßte, als davor, daß ich vielleicht feig genug sein könnte, es nicht zu tun.“

„Kannst du schwimmen?“

„Nicht gut. Aber die andern, die Vorübergehenden, könnten das ja nicht wissen.“

Nun wird Paul des Redens satt und erklärt, er möchte zu Bette gehn. Er wolle früh am Morgen aufs Land fahren. Dodo gibt ihm das Wort, ihn am folgenden Samstag zu besuchen. Wie er geht und noch ganz in sein Erlebnis vertieft ist, hält ihn Paul noch einen Augenblick zurück:

„Du weißt, da draußen bin ich dann Frau Cottys nächster Nachbar.“

Und lachend macht er die Tür zu, während Dodo verächtlich die Achseln zuckt. Dann schlüpft er unter die Decke und weidet sich an angenehmen Bildern.

* * *

Richtig trifft Frau Cotty Paul bei seiner Großmutter und ladet ihn gleich auf den folgenden Tag zum Tee ein. Da soll aber auch der Unausstehliche, der Dodo, eintreffen, um fünf Uhr abends. Paul opfert ihn und verfügt sich ohne Zaudern oder Gewissensbisse auf Frau Cottys Gut. Zwar nun wird ihm doch ein wenig bange, wenn auch aus einem andern Grunde. Mit Kameraden ist es keine Kunst, so frei hin über Frauen zu sprechen; aber wenn einer allein einer schönen, stolzen, vielleicht sogar spottlustigen Dame gegenüberstehen soll, und die sieht ganz aus, als ob man sie langweile, dann können einen Zweifel an seiner Gottähnlichkeit befallen.

Frau Cotty ist im Garten, auf der Terrasse, von der man die Straße weithin übersieht. Sie liest im Schatten eines Sonnenschirmes ihren Roman.

„Wie schade, mein Lieber! Ich hoffte Ihnen junges Volk vorstellen zu können, meine kleinen Bäschen, und nun sind sie aus und davon! Sie müssen sich schon mit meiner Gesellschaft begnügen!“

Worauf Paul irgend eine Phrase stottert, die liebenswürdig sein soll und es entweder zu sehr oder zu wenig ist, je nachdem man sie auffaßt. Dann nimmt er Platz. Lange kann seine Verlegenheit nicht dauern. Ein glücklicher

Charakter wie der seine findet sein Gleichgewicht im Nu wieder. Nur seine ersten Worte sind noch dämlich:

„Wie schön ist's heute! Aber es mußte so kommen, nach der Regenwoche, die wir hatten!“ . . .

Die harmlosen Plauderstündchen mit Luise sind freilich nur ein mittelmäßiger Kurs für einen jungen Herrn. Doch Frau Cotty unterbricht ihn mild:

„Sie beschäftigen sich also mit Landwirtschaft?“

„Nein, das nicht. . . . Aber ich gehe so gern spazieren. . . . Die Wälder hier herum sind so schön . . . Aber Sie werden das Landleben nicht eben bevorzugen?“

„Warum denn nicht?“

„Es kommt Ihnen doch sicher langweilig vor. Die Essen, die Besuche und alle möglichen Zerstreungen müssen Ihnen doch zu empfindlich fehlen. Daß Sie mir erlaubt haben, herzukommen, ist wohl Beweis genug, kann ich Sie doch kaum recht unterhalten. Aber froh bin ich doch, daß mich das Schicksal in Ihrer Nähe abgesetzt hat!“

„Nicht übel,“ denkt Frau Cotty, und beschaut Paul aufmerksamer: sein frisches Gesicht und sein sprossender Schnurrbart tun es ihr ordentlich an.

„Und nun?“

„Nun, ich hoffe meines Glückes nicht zu unwert zu sein!“

Ein Diener bringt den Tee. Die Unterhaltung schweift über verschiedene Gegenstände hin und erhält manchmal einen besonders lieblichen Ton, wenn Frau Cotty ihrem Gegenüber Früchte oder andere Süßigkeiten anbietet. Paul lebt sich gründlich ein.

„Kennen Sie diesen Roman?“ fragt ihn die Wirtin.

Glücklicherweise hat er Dodo drüber sprechen hören. Dodo ist ganz voll von der Geschichte. Alles eine Leidenschaft, und dazu noch von einer Frau geschrieben. Er frißt einige Urteile auf, setzt seiner Zuhörerin einige Rätsereien vor: wie wir das Recht hätten uns auszuleben —, und Frau Cotty findet ihn originell. Nun bringt er noch ein Nießschewort — auch wieder aus einem Gespräch mit Dodo aufgeschnappt —, jetzt gilt er stracks als sehr belesen. Es geht gegen fünf Uhr.

Noch wird von allerlei Dingen gesprochen; Spaziergänge, Ausflüge, Pick-

nicks werden verabredet. Halblaut kommen einige zierliche Standälchen an die Reihe. Doch vermeidet Paul die Einzelheiten, da er sie überhaupt nicht kennt. Frau Cotty nimmt es für Verschwiegenheit. Als er gar noch das Loblied der Großmutter singt, erhält er in der Dame Augen noch den schönen Schein seiner Erziehung und eines auszeichnenden Abstandes von den andern jungen Leuten unseres Zeitalters, die unter höflichen Geberden eine empörende Selbstsucht verstecken.

Dann treten sie an die Brüstung der Terrasse und schauen zu Tal. Frau Cotty zeigt Paul die kleine Stadt und die Landstraße, die in gerader Linie daherkommt und sich dem Gut entlang zieht. Paul ist von seinem Nachmittag entzückt, fast wie berauscht, als wäre der Orangensaft starker Wein gewesen. Er hat das Vorgefühl, der Erfolg stehe vor der Tür und, ganz nah besehen, ist auch seine Freundin viel zugänglicher als er noch kürzlich fürchtete . . . Auf einmal richtet sie sich auf:

„Sehen Sie da unten, am Stadttor, ein Pferd reißt aus, es kommt auf uns zu!“

In der Tat bemerkt auch Paul, indem er sich vornüberneigt, ein leichtes englisches Gefährt, das sein scheues Pferd wie die Windsbraut davon reißt. Die Zügel gleiten los am Boden hin. Entsetzt treten die Leute beiseite, ein Hund läuft hinterdrein und kommt nicht nach.

„Gleich ist er da, der Wagen!“ ruft Frau Cotty. „Es ist eine Frau darin! . . . Man hört sie rufen! Das kann nicht gut werden! Die muß sterben!“

Das Fuhrwerk läuft mit entsetzlichem Prall gegen einen Meilenstein, nimmt ihn und rast weiter.

„Was, die muß sterben!“ murmelt Paul vor sich hin und macht sich nicht recht klar, was er da vor sich sieht. „Kann man heute sterben? — Wie hübsch sie ist, wenn etwas sie ergreift!“

Der Lärm des Galopps nimmt zu. Frau Cotty legt die Hand über die Augen:

„Ich mag das nicht mit ansehen: Gehn Sie, eilen Sie, retten Sie diese Frau!“

In diesem Augenblick saust der Wagen wie ein Pfeil unten an der Terrasse vorbei. Die Frau darin kauert sich in eine Ecke und heult vor Angst. Alles ist ein Lärm und eine Staubwolke. Paul beugt sich über; folgt dem Gespann

mit den Augen. Da sieht er jemanden, der weiter weg am Straßenrande sitzt, der ihn und Frau Cotty vielleicht beobachtete; der steht auf, stellt sich ohne Besinnen mitten auf die Straße: dann wird's einen Augenblick lang wirr, der Wagen fährt etwas langsamer, hält gegen eine Mauer zu und fällt um, während die Bauern von allen Seiten herzuweilen.

„Verehrte Frau“, ruft Paul, „beruhigen Sie sich. Ein mutiger Retter hat seine Pflicht getan.“

„Mein Junge,“ erklärt Frau Cotty im Übermaß ihrer Aufregung, „ich will hinuntergehen. Es gibt vielleicht zu tun, zu helfen . . .“

Sie steigen hinunter. Der Ort, wo der Unfall stattgefunden, ist nicht fern. Sie gehen schneller. Wie sie herzutreten, sagt einer aus der Gruppe, die laut jammernd und gestikulierend um den Wagen steht:

„Man muß doch annehmen, daß es eine Vorsehung gibt. Der kleinen Dame fehlt rein nichts!“ . . .

„Ach!“ . . .

„Aber der, der das Pferd angehalten, der ist übel zugerichtet!“ . . .

„Wie?“ . . .

Und eben öffnet sich der Kreis. Man trägt den Leichnam weg. Frau Cotty weicht vor Entsetzen zurück. Paul drängt sich vor und erkennt in dieser blutigen Masse, an den schon erstarrten Augen, seinen Dodo.

Neue schweizerische Lyrik

Ein lauer Abend sinkt

Ein lauer Abend sinkt. Die Winde klingen
Und raunen Märchen in der Menschen Ohr.
Der Wünsche gleißendes Sirenen-singen
Senkt matt und wimmernd die erlahmten Schwingen,
Und aus der Seele hebt es sich empor:

„Was war's, danach mein Blick wie Feuer brannte,
Mein Herz verlangend schlug, mein Leib sich bog?“
Ich weiß nur, daß es mich bei Namen nannte,
Und mir von einer goldnen Sonne log,

Von Sternen, die mit unsichtbarem Glänzen
Hoch über dem Licht des Tags vergessen lohn,
Von einem Herrscherantlitz, Ruhm und Kränzen
Und eines ewigen Reichs verlaßnem Thron.